

Theolinguistik: Bestandsaufnahme – Tendenzen – Impulse

hrsg. von Albrecht Greule und Elżbieta Kucharska-Dreiß

Theolinguistica

herausgegeben von Albrecht Greule (Regensburg)
und Elżbieta Kucharska-Dreiß (Wrocław/Breslau)

Band 4

Wissenschaftlicher Beirat

Rudolf Hoberg (Darmstadt)
Marzena Makuchowska (Opole/Oppeln)
Jörg Meier (Leiden)
Peter Wiesinger (Wien)

**Theolinguistik:
Bestandsaufnahme – Tendenzen – Impulse**

hrsg. von Albrecht Greule und Elżbieta Kucharska-Dreiß

Verlag Bauer & Raspe

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2011

© 2011 Verlag Bauer & Raspe

Am Brühl 9, 91610 Insingen

Satz und Layout: Elżbieta Kucharska-Dreiß

Umschlaggestaltung: Anna Braungart, Tübingen

Druck: SOWA Sp. Z o.o., Warszawa

ISBN 978-3-87947-300-7

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf fototechnischem oder elektronischem Weg zu vervielfältigen.

Weitere Informationen zum Verlagsprogramm erhalten Sie unter:
www.bauer-und-raspe.de

Vorwort der Reihenherausgeber

Das vorliegende Buch vereinigt Beiträge zu den Theolinguistik-Sektionen, die im Verlauf der GeSuS-Linguistiktage in Bochum 2007 und in Kouvola 2008 als Referate gehalten und für den Druck entsprechend bearbeitet wurden. Die Herausgeber versuchen auf diese Weise eine erste Antwort auf die von Theologen und Linguisten oft gestellt Frage zu geben: Was ist Theolinguistik? Das kann vorläufig noch nicht im Umfang eines Handbuchs, wie es notwendig wäre und weiter notwendig bleibt, geschehen, sondern zuerst nur dadurch, dass Einzelaspekte aus dem großen Spektrum des grundsätzlich auf keine Religion und keine Sprache beschränkten theolinguistischen Forschungsinteresses aufgegriffen werden. Dabei handelt es sich um folgende Themen und Inhalte:

- In einem als Zwiegespräch konzipierten Beitrag (*Theolinguistik: Gegenstand – Terminologie – Methoden*) bringen Albrecht GREULE und Elżbieta KUCHARSKA-DREIB verschiedene Termini ins Spiel: 'Theolinguistik', 'kritische Linguistik' und 'kritische Theolinguistik' auf der einen, 'religiöse Sprache', 'Theolekt' und 'Theoglossie' auf der anderen Seite. Die Gesprächspartner skizzieren, indem sie sich gegenseitig den Ball zuwerfen, eine allgemeine Taxonomie theolektaler Textsorten und berichten kurz über den Stand der theolinguistischen Forschung in ihren Heimatländern.
- Wiesław PRZYCZYNA (*Die religiöse Sprache und ihre Funktionalstile*) führt aus, dass man von der religiösen Sprache im weiteren und im engeren Sinne sprechen kann, je nachdem, ob das Bewusstsein des Sprechers das Sacrum "von außen", aus einer Distanz, zu erkennen versucht oder eine intensive Relation mit ihm eingeht, an der nicht nur der Verstand sondern auch der Wille und die Gefühle teilhaben. Anschließend charakterisiert PRZYCZYNA die einzelnen Funktionalstile der religiösen Sprache (den umgangssprachlichen, den offiziellen, den amtlichen, den wissenschaftlichen, den publizistischen und den literarischen Stil). Genannt werden jeweils die klassischen Kommunikationssituationen, die üblichen sprachlichen Mittel und die typischen Textsorten.
- Im Beitrag *Religiöse Sprache im Alter* bietet Jörg MEIER einen Überblick über die Probleme und Fragestellungen der heutigen Altersforschung. Vor dem Hintergrund der geläufigsten Konzepte von Alter thematisiert der Autor 1) die Expansion religiöser Ausdrucksformen und Bedeutungsgehalte im Alter, 2) die Kommunikation mit altersverwirrten Menschen über religiöse Inhalte, 3) die Symbolsprache Sterbender. An mehreren Stellen formuliert J. MEIER Desiderate und Aufgaben der Forschung in diesen nur sehr schwer zugänglichen und sehr sensiblen Bereichen.
- Vor dem Hintergrund lexikographischer Überlegungen zur 'Globalisierung' in den romanischen Sprachen bietet Bernd B. BAUSKE eine differenzierte Sichtweise auf *Die Globalisierung des Korans*. Zum einen lässt er ihn als umfassend

(*globalisé*), zum anderen als weltumspannend (*mondialisé*) erscheinen. In der als *mondialisation* verlaufenden Globalisierung des Korans unterscheidet der Autor drei Phasen: die der mündlichen Bewahrung, die der schriftlichen (Hilfs-) Bewahrung und die der deutlich missionarischen Übersetzung(en).

- Im Aufsatz *Proposition(en) Gottes im Alten Testament* belegt Andreas WAGNER fürs Hebräische, wie Propositionen auf Satz- und Textebene realisiert werden können. Diesen Textpassagen gehen Überlegungen zur Prädikation (als einem Bestandteil der Proposition) im Hebräischen voraus. Richtig spannend wird es für einen Linguisten in dem Augenblick, in dem der Autor über die theologische Bedeutung der Analyse nach Proposition und Illokution zu reflektieren beginnt, z.B. den Gedanken von O. Wischmeyer aufgreift, dass die biblischen Autoren "thematisch nicht so sehr von der vorfindlichen Welt sprechen, als vielmehr darüber hinaus in unterschiedlichen Redeformen eine eigene Welt sprachlich und propositional abbilden, die sie als die Welt Gottes glauben, erfahren, verstehen, bezeugen und erwarten".
- *Liebe und Hoffnung auf der Bedeutungssuche: zwei Enzykliken von Benedikt XVI.* lautet das Thema, dem sich Anna MIKULOVÁ aus linguistischer Perspektive nähert. Genauer genommen analysiert die Autorin diejenigen Passagen aus *Deus caritas est* und *Spe salvi*, die über die metaphorischen Konzepte von 'Liebe' und 'Hoffnung' Aufschluss geben bzw. metasprachlich ausgerichtete Überlegungen des Papstes zu diesen grundlegenden Begriffen der christlichen Lehre enthalten. In ihren Aufsatz lässt A. MIKULOVÁ natürlich auch allgemeine Informationen zur Enzyklika als Schriftstück und Textsorte sowie zu theoretischen Kategorien WORT, BEDEUTUNG und BEGRIFF einfließen.
- In *Genesis Gottrede. Über das Verstehen der Predigt* lässt Michael THIELE verschiedene Beiträge zur Rezeptionsforschung Revue passieren: Lesen gleich Schöpfen (Eco), rhetorisches Genetisieren (Fichte), mantisches Nachkonstruieren (Schleiermacher). M. THIELE schlägt vor, generell von genetisierenden Texten zu sprechen, die, je nachdem, ob sie ihre Offenheit geradezu herausstellen oder fast determinierte Rezeption anstreben, als offene oder geschlossene Texte eingestuft werden können. Seine Überlegungen allgemeiner Art untermauert der Autor immer wieder mit Beispielen aus dem Bereich der religiösen Rede.
- Unter Bezug auf rhetorische, sprechakttheoretische und semiotische Erkenntnisse arbeitet sich Benedikt GRIMMLER an *Eine Semiotik apokalyptischen Sprechens* heran. Vor allem beschäftigt ihn die Frage, auf welcher Basis die Kommunikation in der Predigt verläuft. In seiner Gedankenführung greift der Autor u.a. auf Ecos Unterscheidung in Apokalyptiker und Integrierte zurück, auf die Termini 'Type' und 'Token' von Peirce, auf die Idee eines Fiktionsvertrages, der zwischen dem Autor und dem Leser/Hörer eines literarischen Textes zustande kommt (Eco, Coleridge).
- Graham ETHELSTON (*Evaluation in Sermons: The Framing and Layering of Misguided Voices*) befasst sich aus linguistischer Sicht mit einem ungewöhnli-

chen Thema, den "fehlgeleiteten Stimmen" (misguided voices), die Prediger benutzen, um ihre Predigt zu dramatisieren. Eine "fehlgeleitete Stimme" könnte in einer Predigt zum Beispiel mit der Äußerung zitiert werden: *Ich brauche Gott nicht*. Um der Struktur und der Funktion der "fehlgeleiteten Stimmen" auf die Spur zu kommen, analysiert G. ETHELSTON vier Predigten systematisch anhand eines Bewertungsmodells und kann damit zeigen, dass die "fehlgeleiteten Stimmen" mit der Absicht des Predigers bzw. der Predigt harmonieren.

- Um *Herausforderungen an den Übersetzer als Textausleger im christlich-religiösen Kontext* geht es im Beitrag von Anne PICCOLO; und diese sind alles andere als gering – überzeugt die Autorin, indem sie sowohl Fachkenntnisse als auch sprachspielerische sowie soziokulturelle Kompetenz des Übersetzers-Hermeutikers voraussetzt. Der Übersetzer – so die Autorin – "thematisiert und konkretisiert genau das, was er verstanden hat, und die Spuren davon, was er nicht verstanden hat, bleiben im Text erhalten". An einigen Beispielen macht PICCOLO deutlich, wie die dem religiösen Ausgangstext innewohnende Interdependenz der sprachlichen Gestaltung und der Tiefenbedeutung auch im Zieltext erhalten werden kann.
- Durch das Prisma der modernen Übersetzungstheorien blickt Irmeli HELIN auf die *Translationsstrategien in alten finnischen Übersetzungen deutscher Kirchenlieder*. Im untersuchten Korpus findet die Autorin u.a. Belege für Transposition, Modulation, Adaptation und dynamische Äquivalenz. Erstaunlicherweise scheinen die Übersetzer im 16. Jh. sogar darauf bedacht gewesen zu sein, die (informative, expressive, appellative, poetische) Funktion des Ausgangstextes im Zieltext beizubehalten. In diesem Zusammenhang fragt sich HELIN, inwiefern Finno oder Agricola systematischen Sprachregeln gefolgt sein können.
- Die Überlegungen von Józef JAROSZ *Zum Bild der Natur in den Kirchenliedern des dänischen Psalmisten N.F.S. Grundtvig (1783-1872)* machen deutlich, welche Rolle Naturbeschreibungen in diesen Texten spielen: Unter Bezugnahme auf naturbestimmte Gesetze, vertraute Naturmotive sowie sinnlich wahrnehmbare Naturphänomene erklärt der Psalmist den christlichen Glauben, veranschaulicht das Unbekannte und Abstrakte, lässt die Grunderfahrungen der menschlichen Existenz im religiösen Kontext erscheinen. Somit steht nicht die theologische Lehre mit der ihr eigenen Begrifflichkeit sondern der Dialog zwischen Wahrnehmung und Reflexion im Vordergrund.
- Marzena MAKUCHOWSKA und Yuriy TKACHOV gewähren dem Leser Einblicke in zwei recht unterschiedliche Bereiche, die im Normalfall beide einem Slawisten, nicht aber (zumindest nicht ohne weiteres) einem germanistischen Linguisten zugänglich sind: *Die patriotische Strömung im polnischen religiösen Diskurs* ist der Forschungsgegenstand von M. MAKUCHOWSKA, die sowohl den historischen Kontext als auch die Charakteristika des religiös-politischen Diskurses in Polen schildert. Die Autorin thematisiert u.a. die Selbstdarstellung der katholischen Kirche sowie das im Diskurs forcierte Polenbild.

- Yuriy TKACHOV konzentriert sich auf *Biblische Sprachelemente in der russischen Barockliteratur*. Hierzu zählt er sowohl direkt aus dem Hebräischen und dem Griechischen übernommene Wörter als auch diverse Übersetzungen der Wörter aus den Originalsprachen, kirchenslawische und altrussische Neubedeutungen sowie ganze Wortverbindungen, die nur unter dem Einfluss der biblischen Sprachen zustande kommen konnten. Präzise erläutert der Autor die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge im Kiewer Reich und in Moskau.
- Der Aufsatz *Sepulchrare Textsorten. Ein Klassifizierungsversuch* von Luiza ŚNIADECKA führt den Leser an die Sepulchralkultur heran – die Kultur des Sterbens, des Todes, des Bestattens sowie des Trauerns und des Totengedenkens. Über 70 sepulchrare Textsorten, die zur Bewältigung kommunikativer Aufgaben in verschiedenen Kommunikationsbereichen dienen (Verwaltung, Kirche, Alltag), klassifiziert die Autorin nach funktionalen Kriterien. Assertive, direktive, expressive und deklarative Textsorten werden somit kurz umrissen und nach Möglichkeit zu (kleineren) Untergruppen zusammengefasst.
- In ihrem zweiten Beitrag *Das Gottesbild in Texten deutscher Sterbebilder* gilt das Interesse von L. ŚNIADECKA der mit dem linguistischen Instrumentarium kaum untersuchten Textsorte 'Sterbebild'. Zu Beginn liefert die Autorin eine Charakteristik dieser Textsorte und eine Übersicht zu ihrer Geschichte. Anschließend werden die ermittelten Gottesbilder (Hirte, Schöpfer, Herr, Vater, Erlöser, Licht, Leben) und Attribute Gottes (Barmherzigkeit, Treue, Güte) vorgestellt. L. ŚNIADECKA erläutert, inwiefern sie das Denken der Trauernden prägen und ihnen den Todesfall zu verarbeiten helfen.
- Georg SCHUPPENER (*Verarbeitung von germanischer Mythologie in der Sprache des Rechtsextremismus*) führt vor Augen, auf welche Elemente aus der germanischen Mythologie der rezente Rechtsextremismus sprachlich referiert. Darüber hinaus erläutert der Autor, welche programmatischen Intentionen hinter diesen direkten bzw. verschlüsselten Bezugnahmen stehen und welche Faktoren über die Attraktivität germanischer Mythologie für die rechte Szene entscheiden.

Die Herausgabe dieser Anthologie wäre nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung von verschiedenen Seiten. So haben wir den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats ebenso zu danken wie dem Verlag Bauer & Raspe, in dem die Reihe *Theolinguistica* ab dem Band 4 erscheinen wird. Der Verlag hat die Herstellung des Sammelbandes vollständig finanziert, was heutzutage – insbesondere im wissenschaftlichen Bereich – keine Selbstverständlichkeit mehr ist.

Im Dezember 2010

Albrecht Greule • Universität Regensburg (albrecht.greule@sprachlit.uni-regensburg.de)

Elżbieta Kucharska-Dreiß • Universität Wrocław (e.kucharska-dreiss@wp.pl)

Inhalt

Vorwort der Reihenherausgeber	5
ALBRECHT GREULE / ELŻBIETA KUCHARSKA-DREIB Theolinguistik: Gegenstand – Terminologie – Methoden	11
WIESŁAW PRZYCZYNA Die religiöse Sprache und ihre Funktionalstile	19
JÖRG MEIER Religiöse Sprache im Alter	31
BERND G. BAUSKE Die Globalisierung des Korans	41
ANDREAS WAGNER Proposition(en) Gottes im Alten Testament	47
ANNA MIKULOVÁ Liebe und Hoffnung auf der Bedeutungssuche: zwei Enzykliken von Benedikt XVI.	55
MICHAEL THIELE Genesis Gottrede. Über das Verstehen der Predigt	69
BENEDIKT GRIMMLER Eine Semiotik apokalyptischen Sprechens	85
GRAHAM ETHELSTON Evaluation in Sermons: The Framing and Layering of Misguided Voices	101
ANNE KATRIINA PICCOLO Herausforderungen an den Übersetzer als Textausleger im christlich-religiösen Kontext	111
IRMELI HELIN Translationsstrategien in alten finnischen Übersetzungen deutscher Kirchenlieder	121
JÓZEF JAROSZ Zum Bild der Natur in den Kirchenliedern des dänischen Psalmisten N.F.S. Grundtvig (1783-1872)	133
MARZENA MAKUCHOWSKA Die patriotische Strömung im polnischen religiösen Diskurs	147
YURIY TKACHOV Biblische Sprachelemente in der russischen Barockliteratur	167

LUIZA ŚNIADECKA	
Sepulkrale Textsorten. Ein Klassifizierungsversuch	189
LUIZA ŚNIADECKA	
Das Gottesbild in Texten deutscher Sterbebilder	201
GEORG SCHUPPENER	
Verarbeitung von germanischer Mythologie in der Sprache des Rechtsextremismus	211
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	223

Genesis Gottrede. Über das Verstehen der Predigt

1. Modelle des Verstehens

Wann ist ein Text ein Text? Um es nahezu mit Herbert Grönemeyer zu fragen. Wo befindet er sich überhaupt? Auf dem Pergament? Auf dem Papier? Oder – bei einem Audiotext – im Mund des Sprechers? Oder in der Luft? Oder im Ohr des Hörers? Oder befinden sich beide im Kopf des Rezipienten?

Durch die alte Rezeptionswissenschaft wurde der Empfänger von Texten noch in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts degradiert zum Rezipienten von rein textimmanenten Daten. Angeblich zog er den Sinn aus einem Text, ohne eigenes über den Text hinausgehendes Wissen hinzuzutun. Rezeption wurde betrachtet als Bottom-up-Prozess vom Text hinauf in die kognitiven Strukturen des Lesers, also als textdatengeleiteter Vorgang vom Wortlaut ins Wissenssystem des Rezipierenden. Selbst 1967 noch vertrat der Strukturalismus die These, ein Gedicht stelle ein geschlossenes, ja geradezu erstarrtes kristallines Gebilde dar, welches, sobald es einmal fixiert sei, auch feste Eigenschaften habe, die der Interpret nur freilegen müsse, um es dann exakt und komplett determiniert und verstanden zu haben (vgl. ECO 1990: 190-191).

Die Verständlichkeitsforschung indessen hebt hervor, dass das, was mittels Bottom-up-Prozess aufgenommen wurde, in Beziehung tritt zu dem durch den Vorgang inzitierten kognitiven bedeutungszuweisenden Wissensfundus des Sprachteilhabers. Sinn adhäriert dem Textmaterial nicht; vielmehr stellt der Rezeptor ihn erst her, und dies in einem Top-down-Prozess, welcher vom Schema, i.e. strukturierten Räumen im Langzeitgedächtnis, und von bereits angelegten mentalen Modellen hinabgeht zu den Informationen, die die Textur offeriert. Bei diesen neueren nicht-reduktionistischen Verstehenstheorien handelt es sich um den kognitiven Konstruktivismus (vgl. GÖPFERICH 1998: 203-226).

Indem die alte Theorie von feststehenden Eigenschaften ausging, beschränkte sie die Auslegung darauf, den Sinn des Textes dadurch zu finden, dass sie die Features akkreditierte durch das immer schon Gewusste, durch das bereitgestellte Bezugsinventar und das allgemein Akzeptierte; so lässt sie dem Leser herzlich wenig Spielraum. Wie, so muss man fragen, kann unter dieser Prämisse Kunst beunruhigend, aufregend, stimulierend, irisierend und erotisierend wirken (vgl. ISER 1974: 5)? Erst die eigenständige Rezeption und Rezeptur des Rezipierenden vermögen

jene wechselseitige libidinöse Spannung hervorzulocken, welche den Feuerfunken zwischen Text und Versther überspringen lässt.

Das literarische Werk ist kein an und für sich existierendes Gebilde, das jedem Leser zu jeder Zeit denselben Anblick böte. Es ist nicht monologisch, nicht monolithisch, es ist kein zeitunabhängiges Wesen; es ist angelegt und angewiesen auf die Resonanz, die der Lesende mit seiner Lektüre ihm gibt. Der Leser erlöst den Text von und aus der Materie der Wörter und gebiert ihn zu rezentem In-der-Welt-Sein. Nur auf Grund des dialogischen Charakters, welcher der literarischen Verdichtung innewohnt, kann sie immer wieder neu geboren werden (vgl. JAUB 1973: 172).

2. Lesen gleich Schöpfen (ECO)

Umberto ECO beschreibt präzise den Leseprozess: Es ist der Leser, der den Text erst schafft und schöpft. Die Auslegung, welche er ihm angedeihen lässt, ist Essenz seiner Geburt, seiner Entstehung, ist Movens des generativen Prozesses eines Textes. Diesen Umstand zieht der Autor ins Kalkül; seine generative Strategie besteht darin, dass er das antizipierte Denken des Rezipienten in die Schreiarbeit einbezieht; er sieht eine Zusammenarbeit mit ihm vor. Der Text braucht die Kooperation mit dem Leser, um sich selber gebären und um sich selber aktualisieren zu können; das ist nunmehr sein generatives Projekt. Der Begriff Autor versteht sich allein als Metapher für eine ausgewählte Textstrategie, die den idealen Leser evozieren möchte. Das Geschriebene erzeugt selbst seinen ihm eigenen Modell-Leser. Dessen Aussehen ergibt sich aus dem Modus der zu leistenden Auslegungsprozeduren (vgl. 1990: 200-245). Ein Text wird erst dadurch, dass der Benutzer "einen Ausdruck mit einer Bedeutung versieht" (WEIDACHER 2004: 51).

Der Text sieht bestimmte Interpretationen seines Lesers voraus. Der Text trifft Voraussagen. Der Leser trifft Voraussagen. Der Leser macht narrative Weissagungen. Er rätselt, wie die Story weitergehen könnte. Er entwirft darüber Hypothesen. Am Ende des Manuskriptes sieht er nicht nur seine allerletzte Prognose beglaubigt respective nicht beglaubigt, sondern sein gesamtes System von Langzeitprophetien findet er entweder ratifiziert oder nicht ratifiziert. Die Textstrategie hat diese Arbeitsleistung des Lesers ihrerseits vorausgeahnt, ja geradezu vorgesehen; der Autor hat sie eingeplant (vgl. ECO 1990: 222, 233, 236-237). Gleiches gilt für einen Fernsehkrimi. Die ganze Familie sieht fern, sie tauscht Theorien aus: der eine hält den Gärtner für den Mörder angesichts der und der Indizien, der andere tippt auf den Butler auf Grund seiner speziellen Wahrnehmung. Zum Schluss wird sich ergeben, wer richtig lag oder ob der Fernsehautor alle Erwartungen über den Haufen wirft, da er mit ihnen rechnet, indem er sie spielerisch-prospektiv prognostiziert – und dann enttäuscht.

Ein jeder Leser ist, wenn er einen Text verstehen möchte, definiert durch seine ideologischen Subcodes. Ideologische Strukturen des Textes wird er nach Maßgabe seiner eigenen ideologischen Strukturen rezipieren (vgl. 218-220). Ein Parteigänger der NPD wird Adolf Hitlers Autobiografie *Mein Kampf* anders aufnehmen als ein

Intellektueller. Ein Anhänger kernigen deutschen Volksgutes wird Heinos Lieder anders hören als ein Liebhaber des Rhythm & Blues.

Ein jeder Leser ist, sobald er sich einem Text nähert, ebenso vorbestimmt durch allgemeine Szenografien, d.i. durch Weltwissen, ergo Erfahrungen aus der täglichen Lebenswelt und aus biografischen Entwicklungen. Ein alter oder alternder Mensch, der sich häufende Erlebnisse von 'vestigia mortis' macht und immer mehr Spuren des Todes sieht – Krankheiten, Abschiede, Verluste –, wird Thomas Bernhards Erzählung *Der Atem*, eine Annäherung an den Tod, ganz anders lesen als ein jugendlicher oder junger Mann, der ganz im blühenden Leben steht. Wenn man sein Leben nahezu hinter sich hat, wird man auf Grund seiner Erfahrungen eher oder zumindest anders verstehen, für was in Wolfram von Eschenbachs *Parzival* der Gral steht, welcher die Fülle des Lebens verkörpert.

Ein jeder Leser ist vorherbestimmt durch situative Szenografien. Wir hegen Erwartungen über das, was der andere sagen oder schreiben wird. Wir hegen diese Erwartungen in situativen Umständen. Situationen und Situationszusammenhänge entscheiden über die Art und Weise unseres Verstehens. Das erstreckt sich hinein bis in das Verstehen angeblich objektiver Fakten. So verdankt beispielsweise die evidenzbasierte Medizin (EBM) ihre Dominanz als Forschungsparadigma der Unterstellung, wissenschaftliche Daten seien aus einem Text uneindeutig herauslesbar und führten dadurch zu uniformen (= identischen) Entscheidungen unabhängig von einer Situation, in welcher der Text gelesen werde. Die Praxis beweist jedoch, dass es gerade die Situation ist, die eine Lektüre und das Verständnis determiniert, sodass die Validität der EBM schon von daher nicht zu halten ist und als Schimäre erscheint (vgl. JENKINGS / BARBER 2006: 169, 183).

Ein jeder Rezipient ist ebenso gezeichnet durch intertextuelle Szenografien: literarische, musikhistorische und bildkünstlerische Studien, Stil- und Gattungsgeschichte, Rollen-, Partie- und Partiturkenntnisse, rhetorische Figurentraditionen (vgl. ECO 1990: 217). Dass der Sohn des Schauspielers Donald Sutherland so seltsam Kiefer Sutherland heißt, wird den nicht befremden, der die Vorliebe des Vaters für den deutschen Maler Anselm Kiefer kennt. Dass Peter Weiss' *Marat-Sade*-Drama 33 Bilder enthält, wird den nicht verwundern, der dahinter die Reverenz an Dantes Göttliche Komödie vermutet. Das Wortspiel 'Matisse der Maler' wirkt nur dann richtig, wenn der Hörer Matthias Grünewald und Paul Hindemith assoziiert.

Die Moral von Woody Allens Film *Match Point* (England / USA 2005) wird nur der sinnvoll erfassen, der genau den Inhalt von Fedor M. Dostojewskijs *Raskolnikow* zu applizieren weiß. Wenn man nämlich diesen Transfer nicht leisten kann, wird man unausweichlich auf eine falsche Fährte gelockt: In der Anfangssequenz lässt der Film verlauten, unser Leben sei wie eine Partie Tennis. Wenn die Filzkugel beim Matchball mit Vorteil des Gegners auf der Netzkante rolle und dann ins eigene Feld zurücktröpfele, habe man endgültig alles verspielt. Die Eingangsszene wiederholt sich verfremdet, als der Mörder den Ehering der Ermordeten, dieses lästige verräterische Beweisstück, in den Fluss werfen will, der Ring aber, eben wie von einer Netzkante zurückspringend, ohne Wissen des Werfers an der das Ufer säumenden Steinmauer abprallt, auf die Straße kullert und als Beweis aufgelesen werden kann.

Wohl ein jeder Zuschauer wird unverzüglich prognostisch vermuten, dass dieses filmische Symbol der Hinweis ist auf das Ende: es wird für den Protagonisten schlecht ausgehen; die Polizei wird seine mörderische Tat aufdecken. Um so überraschter muss er dann konstatieren, dass seine Erwartung enttäuscht wird: der Mörder geht nämlich straffrei aus. Der Mörder hat Glück gehabt. Wie das? Eine falsche Fährte? Nein! Die richtige Lösung wird dem Zuschauer dann aufgehen, wenn er die von Woody Allen angedeutete intertextuelle Szenografie versteht. Der Mörder liest nämlich Dostojewskijs *Schuld und Sühne (Raskolnikov)*. Dass er ohne weltliche Strafe davonkommt und seine Mordtat irdisch nicht sühnen muss, ist – exakt wie das Symbol es verhieß – die für ihn schlimmstmögliche Wendung. Nicht Glück, sondern höchstes Unglück. Erst eine Sühne wie die des Raskolnikov hätte seinem Leben noch eine gute Wendung geben können. So liegt hier ein wirklich moralischer Film vor, zu begreifen zweifellos nur auf der Folie der Intertextualität von Roman und Kino.

Ein jedes Lesen strukturiert das weitere Lesen vor, gelesener Text also den nächstgelesenen Text. Das sich in der Geschichtlichkeit des Lesers und damit des Literarischen realisierende Verstehen läuft auf der Folie seiner Erfahrungen und Erwartungen ab, die die Vergangenheit mit der Gegenwart der Literatur verschränken (vgl. JAUB 1973: 9). Lesen strukturiert die Wahrnehmung vor, auch das Sehen. "Die Menschen lesen nicht mehr. Sie schauen nur noch. Schauen ist okay, aber wenn man nichts gelesen hat, weiß man manchmal gar nicht, was man eigentlich gesehen hat" (MARSHALL 1997: 93).

Ein jeder Leser ist gleichfalls geprägt von Übercodierungen durch kulturbedingte Rezeptionsmuster: bestimmte Farben, Bewegungen, Handlungen, Haltungen, Geräusche. Wir schreiben Farben Eigenschaften zu: Grün ist die Hoffnung, rot ist die Liebe, gelb ist der Neid. Auf dem Rücken der Habgier sitzend, ist der kleine Hitler, der die Todsünde des Neides verkörpert, im Gemälde von Otto Dix traditionsgemäß gelb (vgl. SCHWARZ 1986: 23). Tests haben ergeben, dass Probanden einer Sahne vollkommen andere Geschmackseigenschaften zugeschrieben, je nachdem, ob sie weiß war oder mit geschmacksneutraler roter Lebensmittelfarbe eingefärbt. Das Auge isst mit, wie wir sagen. Aus diesem Grund prüfen professionelle Geschmackstester Speisen bei Rotlicht, das die Farben der Viktualien unkenntlich macht.

Ein jeder Wahrnehmer ist gefangen in seinen Vorurteilen. Unser Vorurteil arrangiert Bilder und interpretiert sie. In gleichem Maße werden die Bilder für unser Vorurteil schon gemacht: Alfred Hitchcock benutzt in seinem Streifen *Das Fenster zum Hof* zweimal dieselbe Einstellung des lächelnden James Stewart, einmal wie er einer älteren Frau mit Hündchen, einmal wie er einer hübschen jungen Tänzerin im offenen Fenster zuschaut. Dieselbe Aufnahme von Stewart, gegengeschnitten mit zwei verschiedenen Kontexten, wirkt einmal gerührt und einmal lüstern (vgl. KARASEK 2005).

Ein jeder Seher ist verfolgt von seinen Wünschen. Der Rezipierende rezipiert zumeist nicht das, was ist, sondern das, was sein sollte, das, was er sich ersehnt, "weil man immer nur das sieht, was man sich wünscht, und was unerwünscht ist,

löst sich in der Augenflüssigkeit auf, in den Augenwinkeln, im Augenhintergrund" (GENNA 2007: 285).

3. Rhetorisches Genetisieren (FICHTE)

Der Strukturalismus war hinter längst eingenommene Bastionen zurückgefallen. Denn die ihn überwindende Position des konstruktiven Kognitivismus war bereits die Position des Philosophen J. G. FICHTE gewesen. Seine Wissenschaftslehre von 1804, aus welcher sich eine Theorie vom Text als rhetorischer Genesis ableiten lässt, ist ein Konzept hochmoderner Rezeptionslehre. Gemäß FICHTES Epistemologie ist Texterkenntnis nur folgendermaßen vorstellbar: "wer sie besitzen sollte, müsse sie durchaus selber aus sich erzeugen", d.h. durch "eigene freie Reproduktion", ja durch "eigene Nacherfindung" (1975: 4, 15-16). Wir können alles, folglich auch einen Text, nur indirekt erkennen, niemals direkt: "bei diesem bloß mittelbaren Sein [...] dürfte es nun wohl [...] in allem möglichen Bewußtsein [...] sein Bewenden behalten" (40-41). Wir sind voreingenommen durch unser historisches, kulturelles, gesellschaftliches und biografisches Vorwissen. Diese Voreingenommenheit ist kein Mangel, sondern *conditio sine qua non* für unser Verstehen in der Wir-Gemeinschaft; "denn dieses Wir setzt, wie uns gleichfalls einleuchtet, immer und überall schon ein vorhergehendes Wissen, und kann zu einem unmittelbaren Wissen gar nicht gelangen" (40). Noologisch betrachtet, haben wir den Text nicht an sich, sondern wir haben ihn als einen, der durch unser Bewusstsein hindurchgegangen ist, demnach als intelligiblen, von unserer Einsicht zu verarbeitenden und dann verarbeiteten. Unsere Bewusstheit vom Text ist das "als solches niemals realiter zu konstruierende, sondern nur [...] intelligierende Bewußtseyn" (42). In unserem Bewusstsein ereignet sich das "Genetisieren" (53). Die Noetik FICHTES zeigt, dass wir aus dem Bewusstsein und seiner "genetischen Deduktion" nicht herauskönnen und nicht über es hinaus (1966: 86). Nur in ihm geschieht die "Nachconstruction" des Ansich (88).

Veranschaulichen wir uns das am Beispiel des Absoluten! Endziel der Philosophie ist die Darstellung des Absoluten auf dem Wege spekulativer Rede, also durch Vortrag, so FICHTE. Erkenntnis des Göttlichen kann der Redner nicht vermitteln; er kann ausschließlich die Konditionen angeben, unter welchen dies Erkennen geschieht; erzeugen muss es der Hörer in sich selbst. Es findet also keine Rezeption statt, welche sich auf ein Objekt als Referenzgebilde bezöge; vielmehr ist das Erkenntnisobjekt noch total unbekannt und entsteht erst im Hörer. Es handelt sich also nicht um referentielle Rede, sondern um genetische. Genetische Rhetorik setzt den Gegenstand nicht voraus, sondern generiert ihn erst im Rezeptionsprozess. Der Zuhörer erzeugt die Evidenz, nicht der Redner. Die ganze Rede und die durch sie vermittelte Erkenntnis wären nichts ohne das Hören der Hörer. Das Zuhören der Zuhörer ist dabei keine starre Rekonstruktion, sondern freie Reproduktion des im Vortrag Vorgetragenen (vgl. 1975: 4-8, 15).

Dieses freie Nachkonstruieren ist Begreifen (FICHTE 1966: 39-40). Im begreifenden Bewusstsein entsteht das Faktische und entsteht das Absolute. Das Absolute

gibt es, sofern es erkennbar sein soll, erst im Medium der Rhetorik, generiert im Bewusstsein des Rezeptors. Das Absolute wird erst in der Rede und in der Rezeption der Rede geboren. Das Wesen des Absoluten ist rhetorisch-genetisch. Das Unmittelbare ist nur mittelbar über den dynamischen Prozess der Genesis fassbar. Das Absolute ist nur durch die gelingende Reinvention in der 'Einsicht' der Rezipienten (vgl. OESTERREICH 1999: 127).

4. Mantisches Nachkonstruieren (SCHLEIERMACHER)

Das Absolute kann uns nur als Gedachtes zuhanden sein. Dieses Gedachte ist zwar etwas, das jenseits der Grenzen unseres Denkens liegt, aber es ist uns allein als Gedanke verfügbar. Dies ist eine dialektische Überlegung SCHLEIERMACHERS: "Das Gedachte ist etwas außerhalb des Denkens[,] aber im Denken gegeben" (1986: 12). Wie FICHTE bestimmt F. D. E. SCHLEIERMACHER Verstehen als produktives Nachschöpfungs- und gleichzeitig als 'Vorausschöpfungsgeschehen'. Alles, was dem hermeneutischen Zugriff zugänglich ist, ist Part "einer gegebenen Rede" (1999: 101). Hermeneutik ist "die Kunst, die Rede eines andern richtig zu verstehen" (75). Der Rezipient exegesierte die gegebene Rede *lege artis*: "*Die Kunst kann ihre Regeln nur aus einer positiven Formel entwickeln und diese ist 'das geschichtliche und divinatorische (profetische) objektive und subjektive Nachkonstruieren der gegebenen Rede'*" (93). Dieses "divinatorische Verfahren" (264) besteht in einem "Erraten der individuellen Kombinationsweise eines Autors" (318). Das Nachschaffen muss regelrecht sein: der Text sagt seinem Leser oder Hörer, wie er verstanden sein will. "Das Auge folgt den Wegen, die im Werk für es angelegt worden sind" (Paul KLEE zit. n. PEREC 1986: 11). Herrschte totale Beliebigkeit, wäre Kommunikation gar nicht möglich. Beim Reden wie beim Schreiben vollzieht sich als Erstes die "Genesis [...] der Gedanken" (SCHLEIERMACHER 1999: 203). Diese vollzieht der Rezipient mit seiner eigenen 'Genetik' nach. Das Gedruckte sieht dabei, so hatten wir bei ECO gefunden, gewisse Leseweisen voraus; es ist folglich prophetisch. Sowohl nach ECOS Meinung als auch nach Ansicht SCHLEIERMACHERS verhält sich der Rezipierende gleichermaßen prophetisch. Bei seiner Prophetie handelt es sich um eine ergänzende Rezeption. Das Verstehen des Textes ist nur zu realisieren, indem sich im Rezipienten ein neuer Text herausschält (vgl. SCHLEIERMACHER 1983: 300): "in keinem Gedicht [ist] definitiv zu lesen, was man darin liest" (BUBNER 1989: 43). Der Text ist keine Größe an sich, sondern ist immer eine Größe in Relation zur Beobachtung durch den Beobachter. 'Den Text' gibt es nicht; der Text ist vielmehr nach J. Kristeva ein 'Genotext' und besteht in und aus einem unendlichen Hervorbringen (vgl. HAY 2005: 79).

Nach der berühmten Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik kann – im Widerspruch zur Realitätsdeutung der klassischen Physik – Wirklichkeit allein dem im Experiment beobachteten, aber nicht einem eigenständigen hinter der Beobachtung objektiv ablaufenden Prozess zugestanden werden. Anders als in der klassischen Physik gibt es demnach in der Quantenphysik ausschließlich Beobachtungen, hingegen keine objektiven Vorgänge an sich. Dieser bislang allen Widerlegungen

trotzende quantenmechanische Schluss, dass erst das Beobachten den physikalischen Prozess schafft, ein Prozess ohne Beobachtung hingegen in keiner eindeutigen Weise existiert, lässt die Parallelen zur Textbeobachtung offensichtlich erscheinen.

Das Seherische des Verstehens lässt den Verstehenden in einen Zustand geraten, in dem er die Gedankenschritte des Sprechenden oder Schreibenden "im voraus ahnt"; es gilt sie "zu erraten" (SCHLEIERMACHER 1999: 203). Verstehen ist Ahnen. Verstehen ist Rätsellösen. Verstehen ist Vorausschau. Gerade das Verstehen von religiösen und künstlerischen Texten ist eine Art Orakel. Der Verstehende ist Divinator, also Seher und Weissager; 'divinatio' ist Ahnung und Wahrsagekunst. Nicht mehr der Vogelflug wird gedeutet, sondern die dichterische Phantasie, die sich im Pegasus auslebt, dem geflügelten Pferd des Perseus. Wolfram HOGREBE hat die Herkunft der SCHLEIERMACHERSCHEN Hermeneutik aus der Seherkunst, der Mantik, nachgewiesen: "um hermeneutisch, d.h. auslegend, kompetent werden zu können, müssen wir schon mantisch, d.h. übergreifend deutend, kompetent sein und das sind wir gerade nur als ahnende Wesen" (1992: 190).

Dabei trägt jeder Text mehr Sinn in sich, als der Schöpfer des Erzeugnisses in ihm verankerte oder – im ECO'SCHEN Sinne – für die Kooperation mit dem Leser vorsah bei der "kooperativen Konstitution von Bedeutung" (WEIDACHER 2004: 50). Der Text besitzt einen 'sensus plenior', um eine Bezeichnung aus der Bibelexegese zu beleihen. Der moderne Leser eines alten Textes erzeugt dank seines Wissenshorizontes einen volleren Sinn als den zuerst einwohnenden und für den potenziellen Leser ursprünglich vorgesehenen: "With this [...] method of interpretation, the words of the Old Testament prophets are often explained [...]. A more recent [...] term is *sensus plenior*. Use of this concept involves finding a 'fuller meaning' that the author did not clearly intend" (ICE 2005: 5/6).

Ich versuche ein Beispiel. Die Homiletik ist eine altehrwürdige Wissenschaft. Ihr Ursprungswort 'homilēō' heißt in seiner Grundbedeutung 'Umgang haben mit, (in einer Vereinigung) verkehren, Gemeinschaft pflegen' und bringt schon damit die hochkommunikativen Implikaturen der Predigt aufs Tapet. Der evangelische Theologe E. HENKE hat 1876 das 'homilēō' großartig ins Lateinische übersetzt mit 'in coetu versor' (1876: 83). 'Coetus' ist Zusammentreffen, Versammlung, Verein, Gemeinde; 'versor' bedeutet 'sich herumdrehen, sich hin- und herbewegen, herumgehen mit, umgehen mit, Umgang haben, sich aufhalten, sich befinden': in coetu versor – ich gehe in der Versammlung umher. Das Verb 'versari' ist bei HENKE also reflexiv-medial gebraucht. Ein Beispiel für dieses Medium aus dem naturwissenschaftlichen Bereich ist folgender Satz: Die Erde dreht sich um ihre eigene Achse / mundus versatur circa axem. Und aus dem körperlichen Bereich: non solum mente, sed etiam corpore versari (Cic.). Wenn man nun die Homiletiker ein wenig provozieren will, lässt man anklingen, dass 'homilēō' auch die Bedeutung impliziert 'Geschlechtsverkehr haben mit'. Und das lateinische 'coetus' meint wie 'coitus' auch 'concupitus', den Beischlaf. Die im Georges sub voce 'coetus' aufgelisteten Wendungen "coetus Iovis et Cereris" (Arnob. 5, 43) und "feminarum coetus" (Col. 6, 23, 3) lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Es ist klar, dass HENKE als protestantischer Theologe in der 2. Hälfte des 19. Jhs. bei seinem 'in coetu versari' alleinig an die Versammlung und Gemeinde gedacht hat. Nun kann genau das regelrecht zum springenden Punkt und neuen Ansatz werden. Ich berufe mich just auf den methodischen Begriff des 'sensus plenior'. Diesen volleren Sinn – über die 'volitio auctoris' hinaus – kann ja auch der Gang der Zeiten aufdecken. Indem ich das von HENKE einzig als 'in der Versammlung herumgehen' Gemeinte ganz bewusst (und produktiv!) missverstehe als 'sich im Geschlechtsakt hin- und herbewegen', komme ich zu einem viel volleren Sinn des 'homilein', als es HENKE überhaupt in den Sinn kommen konnte. Denn damit habe ich ganz wesentliche Elemente der Homiletik und Rhetorik aufgedeckt, die die Begriffe geradezu ausmachen: der zündende Funke muss sinnlich-elektisierend überspringen (vgl. THIELE 2006a). Im Althebräischen ist das Beischlafen gleichbedeutend mit Erkennen (Gen 4,1). "Rhetorik ist eine Sonderform der Erotik: Liebe machen mit dem Publikum" (THIELE 2007).

Das offenbart uns auch Thomas MANN in seiner Novelle *Tod in Venedig*. Er weiß die künstlerisch inspirierende Erotik des gesprochenen Wortes durch den Schriftsteller von Aschenbach zu preisen, der sich von den Musen antreiben lässt dadurch, dass er sich "dem Fortschwingen des produzierenden Triebwerkes in seinem Innern, jenem 'motus animi continuus', worin nach Cicero das Wesen der Beredsamkeit besteht", als Motor seiner Arbeit am Wort hingibt; und diese Triebkraft ist essenziell erotisch: "Nie hatte er die Lust des Wortes süßer empfunden, nie so gewußt, daß Eros im Worte sei, wie während der gefährlich köstlichen Stunden, in denen er, [...] im Angesicht des Idols und die Musik seiner Stimme im Ohr, [...] seine kleine Abhandlung [...] formte" (o.J.: 188, 229). Ohne Erotik ist Wortkunst gar nicht denkbar: "Eros und *Wort*. [...] Nur der glänzt in der Kunst, den Eros unterweist". Der sinnenhafte Gott ist dem Wortkünstler Wegweiser auf dem 'gradus ad Parnassum' im Geiste: "Eros ist [für den Künstler] der Führer zum Intellektuellen, zur geistigen Schönheit, der Weg zum Höchsten geht für ihn durch die Sinne" (1983: 107, 87).

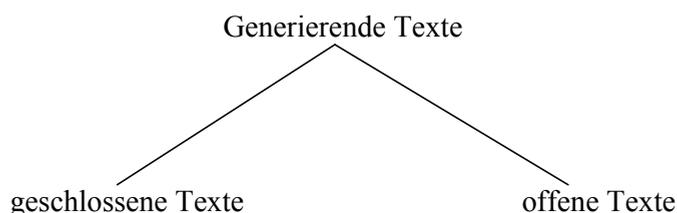
5. Textliches Generieren

Bei der "Generierung des Textsinns" wird das Wissenssystem des Hörers angerufen. Textbedeutung steht nicht an und für sich fest, sondern hängt immer ab von der Eigenart der Wissensstruktur im Rezipierenden. Der Gehalt des Textmaterials ergibt sich letztlich immer nur aus der Perspektive, die für den Hörer oder Leser Sinnhaftigkeit fertigt (vgl. BUSCH 1994: 6, 12). Da alle Texte den Rezipienten als Vater ihrer selbst brauchen, müsste man diese Qualität der Texte generierend heißen.

ECO dagegen nennt diese Qualität der Texte ihre Offenheit. Sämtliche Texte seien offene Texte. Falls man diese Taxonomie adaptiert, gelangt man zu der paradoxen Aussage, dass auch geschlossene Texte offene Texte sind. Denn das Charakteristikum, dass sich ihr Sinn erst im Empfangenden herauskristallisiert, kommt ja allen Texten zu. Das paradoxe Begriffstohuwabohu lässt sich an folgendem Satz ECOS ablesen: "In diesem Sinne also ist ein Kunstwerk, eine [...] vollendete und ge-

schlossene Form, doch auch *offen*" (1990: 116). Oder an folgendem Satz von Jörg SEIP: "Schließlich ist [...] *jedes* Kunstwerk – also nicht nur das offene – 'wesensmäßig offen [...]" (2002: 327). Um diese Sprachverwirrung zu umgehen, sollte man unbedingt von generierenden Texten reden.

Offene Texte erscheinen dann wie geschlossene Texte als Subkategorie der generierenden Texte. Offene Texte sind solcherlei Texte, die ihre Offenheit geradezu herausstellen, die ganz normal mit der Generierung durch den Hörer oder Leser rechnen, ja damit spielen, also die Gemeinschaftsarbeit mit dem Empfänger nicht nur als gegeben annehmen, sondern dem Rezipienten ganz dezidiert größtmögliche Freiheit zugestehen. So wie ein guter Maler sozusagen nicht die ganze Leinwand vollkleistert, sondern dem Betrachter Freiraum lässt – das sind quasi die weißen Flecken im Bild –, so sollte es jeder künstlerische Autor tun. Konstipierte Texte allerdings wollen diesen Spielraum möglichst klein halten und müssen dies auch so handhaben, damit sie ihren Sinn und Zweck erfüllen, sofern es sich um Gebrauchsanweisungen und Manuale handelt. Je kleiner die Varianz ihrer Lesarten, um so besser ist es für ihre praktische Umsetzung.



W. ENGEMANN differenziert bei Texten zwischen faktischer und taktischer Ambiguität. Faktisch sei ihre Ambiguität, da die Texte – nach meiner Nomenklatur – stets generierend seien. Falls ein Prediger oder Redner diese Gegebenheit mit klarem Auge sehe und die ambiguitäre Natur des Textes nicht zuzukleistern suche, sondern die generierende Qualität taktisch nutze dadurch, dass er die Polyvalenz bewusst inszeniere, den Hörer ausdrücklich einlade durch die Art und Weise der Präsentation, die Vollendung des künstlerischen Prozesses munter anzugehen, komme das Zusammenspiel beider zur Vollendung. Faktische Ambiguität meint das Faktum, dass der Text ausgelegt ist auf die Vervollständigung durch den Rezipierenden, taktische Ambiguität meint die explizite Einladung, den Text zu komplettieren (vgl. 1992: 170). Faktische Ambiguität bei ENGEMANN entspricht bei mir also der generierenden Qualität der Texte, taktische Ambiguität entspricht der Offenheit eines Textes.

6. Ad libitum?

"Jeder Leser kann in den Text lesen, was er will" (BSH in SCHWENS-HARRANT / SEIP 2006: 210). Nein, das kann er nicht. Totale Eisegeese, ja Eisegeese überhaupt liegt nicht im Bereich des Möglichen. Es sei denn, der Leser will unbedingt abdriften in eine Art solipsistischen Wahnwitz oder monadisches Gaga. "Menschen hören,

was sie hören wollen, besonders, wenn es ihre Träume wahr werden läßt" (MCDERMID 2003: 11). Diese Aussage ist richtig; aber es ist dann doch die Frage, ob es sich um einen Willkürakt oder um legitimes Handeln handelt. Die oft zu vernehmende Unterstellung, es seien, falls der Text im Leser über den Top-down-Prozess erst entstehe, der Willkür buchstäblich erlaubterweise Tür und Tor geöffnet, läuft ins Abseits. Denn die Textur (auf dem Papier) schränkt den Interpretierenden durchaus ein. Es kommt zu dem Paradox, dass die Anzahl aller möglichen Auslegungen zur gleichen Zeit limitiert und infinit ist. Der Spielraum der Interpretation ist groß, aber er ist nicht unendlich: "Mehrdeutigkeit und Ambiguität (ich sage bewußt nicht: Vieldeutigkeit und unendliche Deutungsoffenheit) sind elementare ästhetische Erfahrungen, und sie sind elementare Lebenserfahrungen" (BRAUNGART 2005: 46). Der Spielraum ist weit, aber nicht beliebig; dennoch sind innerhalb des großen, weiten, un-beliebigen und nicht unendlichen Spielraums unendlich viele Interpretationen möglich.

Unserem Imaginieren sind Grenzen gesetzt, unsere Interpretation ist nicht gänzlich frei: "The imagination is at the heart of reading through the dialectic of the ruled-governed [sic] structure of the text and the reader's actualization of the rules of the text [..., i.e.,] through the rule-governed invention of the imagination" (EVANS 1995: 186).

WEIDACHER differenziert dezidiert zwischen der Textur, den Buchstaben auf dem Blatt, und dem Text, dem geistigen Konstrukt. 1971 schon hatte der Strukturalist R. BARTHES dem Wandel Rechnung getragen und zwischen Werk und Text unterschieden. Das Werk sei das, was in der Hand liege, das Buch demnach, das bedruckte Papier; der Text existiere nur in der Sprache, im Diskurs, in der praktischen Mitarbeit und Produktion des Lesers; er sei endlos. Der Text ist der Raum, in dem die Worte und die Sprache zirkulieren. Dem Werk entspricht eine Wirkungstheorie, dem Text eine Rezeptionstheorie. Beide sind miteinander zu vermitteln: die 'intentio auctoris' und die 'coniectio lectoris' (vgl. SEIP 2002: 323).

Spannend ist BARTHES' Definition der Langeweile, die manche Leser, Betrachter oder Hörer ergreift angesichts avantgardistischer Texte, Filme oder Bilder: sich zu langweilen bedeute, so BARTHES, dass man den Text, den Film, das Bild nicht hervorzubringen vermöge (vgl. 2005: 42, 49-50)! Das Ennui ist ein Produktionsunvermögen. Der Zuschauer muss produzieren. "Ich hoffe, dass der Film so angelegt ist, dass der Zuschauer das Heldenhafte dazutun wird" (FASSBINDER in SCHIDOR / FASSBINDER 2005). Die Zuschauer können dann sehen, was sie gemacht haben: "Verstehst du das, Zuschauer? / verstehst du / daß du alles gemacht hast? / und daß die meisten Menschen sterben / ohne zu / wissen daß sie es waren / die alles gemacht hatten was sie / sahen / Sein und Denken sind eins" (NOVARINA 2006: IV.4-5). Die Rezipienten sind diejenigen, die alles schaffen.

Wenn der Text der Raum ist, in dem Sprache und Worte kursieren, so sind sie keineswegs fest. Die Besonderheit der Rezeption legt nahe, dass wir nicht von festen Bedeutungen ausgehen, sondern von einer Bedeutungsdynamik. Das Verstehen spielt sich ab im Bassin einer Fluktuation von Bedeutungen. Diese liegen zwischen Skriptur und Rezipient: Text geschieht vorderst im Lese- oder Hörakt. "Fundamen-

taltheologisch gesagt: Lektüre [bzw. Audition] ist Ausdehnung der Inspiration" (SEIP in SCHWENS-HARRANT / SEIP 2006: 212).

Darum gibt es jeweils nicht nur einen Text, sondern eine ganze Menge von Texten. Ein Text steht nicht als absolutes Unikat da, sondern immer nur als Stück in Relation zum Bewusstsein des einzelnen. Ein Beispiel: Beim Übersetzen und Dolmetschen existiert letzten Endes kein Ausgangstext, sondern es existieren als Ausgangstexte Ausgangstexte, i.e. genau so viele Varianten wie die Zahl der Rezipienten. Ein Text ist eben nicht Text aus sich, sondern wird erst Text durch die Rezeption des Lesers oder Hörers, Dolmetschers oder Übersetzers (vgl. GÖPFERICH 2004: 13). Das Ohr ist ein Anarchist; es verdeutscht die Rede oder Predigt in dem Maße, wie der Empfänger die Botschaft braucht (vgl. STEFFENSKY 2006: 34). Ja, im Ohr, im Kopf des Hörers entstehen die Predigt oder Rede überhaupt erst. Der Kopf besitzt jene rhetogene Kraft, die das Ganze schafft (vgl. THIELE 2006b).

7. Instrumentell vs. medial

Um den Interpretationsaufwand beim fachsprachlichen Text möglichst klein zu halten, um also das Freispiel des Lesers so weit wie möglich einzuschränken, eignet ihm die instrumentelle Sprachverwendung. Künstlerischen wie religiösen Texten, die, wissensdiagnostisch betrachtet, Auslegung nachgerade herausfordern, kommt privilegiert medialer Sprachgebrauch zu. Literarischen Texten und realitätsbezogenen Statements, Imaginationsspiel und Aussagemodus, Ficta-Sätzen und Facta-Feststellungen taugen unterschiedliche Darstellungsarten und Rezeptionsweisen. Ikeas "Billy" aufzustellen helfen andere Präsentier- und Aufnahmestrategien als bei Melvilles *Billy Budd*.

Instrumenteller Sprachgebrauch benennt Sachen. Er dient dazu, in konventionell vertrauten Umgebungen Dinge verständlich zu bezeichnen, etwas zu konstatieren und referentiell Bezug darauf zu nehmen. Instrumentelles Sprechen bezieht sich auf Vorgegebenes. Es ist logisch, definiert, fixiert, grenzt ab, analysiert, differenziert. Medialer Sprachgebrauch hingegen bedeutet Sprechen an den Übergängen, in einem Zwischenreich, an den Grenzen; mediales Reden transzendiert. Es schafft Sinn. Es ist prozesshaft, bricht Referentialität auf. Es redet analogisch. Es relativiert fixierte Ordnungen, unterläuft Konvention, ist spielerisch, ereignet sich (vgl. ANDEREGG 1985). Der mediale Sprachgebrauch öffnet das Reich der Möglichkeiten. Denn das andere, auf das ein Zeichen verweist, stellt nicht seinen Mangel dar, als ob es ihm abginge, sondern seine Offenheit. Wir sprechen dem anderen das Mögliche zu, um es von ihm zu empfangen (vgl. BAHR 1999: 93-94).

Falls der Homilet die Predigt wasserdicht machen will und Rezeptionsrezepte verschreibt (vorschreibt), auf dass nur eine eindeutige Rezeption Folge sei, so wäre das nur Hinweis darauf, dass es sich um eine verstopfte Homilie handelt, welche dem Hörer keinen Interpretationsspielraum lässt. Erst eine Unbestimmtheitsrelation schenkt der Imagination des Rezipierenden die Chance, produktiv zu werden. Damit der Leser Erfahrungen machen kann mit dem Text und über sich selbst, darf der Text sie selbst nicht benennen (vgl. ISER 1974: 33, 35). Ein sich selbst ausle-

gender Text entbehrt des Kunstcharakters in dem Maße, in dem er sich selbst auslegt. "Da ist kein Assoziationsraum" (GURSKY in GURSKY / BEYER / KNÖFEL 2007: 153). Der "Betrag an Leerstellen" (ISER 1972: 354) muss so hoch sein, dass die Lektüre den Leser fesselt. Diese Marge gilt aber nur für künstlerisch freie 'Produkte'. Sie gilt nicht für eine politische Predigt, der eine vom Redner vorherbestimmte Aktion, z.B. eine Demonstration, folgen soll. Gebrauchstexte wie Bedienungsanleitungen und Anwendermanuale müssen, sollen sie brauchbar sein, wasserdicht gestaltet werden. Der Schreiber eines PC-Handbuchs wird dies auch prüfbar machen, indem er Screenshots einsetzt.

Der Rezipient legt aus und schafft und schöpft dabei. Das betrifft ebenso die Exegese der Gottesbilder. Anknüpfend an Predigtsätze des Augustinus zum Johannesevangelium (XX) – die Heiden schauen ihre Götter mit ihren Augen, die Christen schauen ihren Gott mit ihren anderen Augen –, ist zu pochen darauf, dass es auch hier der Betrachter ist, der das Kriterium für die rechte Auslegung der Bilder bildet: der Glaube erst schafft die Interpretation eines Inhalts, der selbst nicht schon alles sagen kann (vgl. STERNBERG 2005: 33). Der Glauben erst erschafft die Vollständigkeit des Gottestextes oder -bildes. Von daher ist auch die Auslegung durch den Glauben genetische Text- und Bildrezeption. Da schließt sich der Kreis. Die Wahrnehmung wird zwar strukturiert durch den Glauben, der Glaube selbst aber kann wieder nur durch Wahrnehmen entstehen. Die Wahrnehmung ist das Primäre: "Seeing is believing" (SERRA 1997).

Dem Weißen auf der Leinwand des Malers oder dem 'Weißen' auf der Leinwand des Kinos kommt das Weiße zwischen den Buchstaben und Zeilen gleich. Der jüdische Midrasch, die Auslegung der Heiligen Schrift durch die Gelehrten, will diesen Zwischenraum zum Brennen bringen, sodass das weiße Feuer zwischen den Buchstaben lodert, welche ihrerseits das schwarze Feuer bilden. Der Midrasch will nicht beim kanonisierten Wortlaut stehen bleiben, sondern dessen Zwischenräume ermitteln und ausspannen (vgl. POHL-PATALONG 2001: 266). Die Leerräume sollen lebendig werden! In ihnen ist die Wahrheit. Die Wahrheit des Hörers und damit die Wahrheit der Predigt. Das mag uns Vorbild sein für unser Textverstehen (HAHN 1995: 79; vgl. SEIP 2002: 413):

Wer lehrt uns Wörter
gewichtiger als das was weiß bleibt
auf dem Papier.

Literatur:

- ANDEREGG, Johannes (1985): Sprache und Verwandlung. Zur literarischen Ästhetik. Göttingen.
- BAHR, Hans-Dieter (1999): Der Gast / The Guest. In: KOSUTH, Joseph: Gäste und Fremde: Goethes Italienische Reise / Guests and Foreigners: Goethe's Italian Journey. Schirn-Kunsthalle Frankfurt. 31.7.1999 – 12.9.1999. Frankfurt/M., Basel. S. 73-95.

- BARTHES, Roland (2005): Vom Werk zum Text. Übers. Dieter HORNIG. In: KAMMER, Stephan / LÜDEKE, Roger (Hrsg.): Texte zur Theorie des Textes. Stuttgart. (= Reclams Universal-Bibliothek 17652). S. 40-51.
- BRAUNGART, Wolfgang (2005): Literaturwissenschaft und Theologie. Versuch zu einem schwierigen Verhältnis, ausgehend von Kafkas Erzählung 'Ein Hungerkünstler'. In: GARHAMMER, Erich / LANGENHORST, Georg (Hrsg.): Schreiben ist Totenerweckung. Theologie und Literatur. Würzburg. S. 43-69.
- BUBNER, Rüdiger (1989): Ästhetische Erfahrung. Frankfurt/M. (= edition suhrkamp 1564).
- BUSCH, Albert (1994): Laienkommunikation. Vertikalitätsuntersuchungen zu medizinischen Experten-Laien-Kommunikationen. Frankfurt/M. et al. (= Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte 26).
- ECO, Umberto (1990): Im Labyrinth der Vernunft. Texte über Kunst und Zeichen. Hrsg. v. FRANZ, Michael / RICHTER, Stefan. 2. Aufl. Leipzig. (= Reclam-Bibliothek 1285).
- ENGEMANN, Wilfried (1992): Wie beerbt man die Dialektische Theologie? Kleine homiletische Studie. In: ENGEMANN, Wilfried / VOLP, Rainer (Hrsg.): Gib mir ein Zeichen. Zur Bedeutung der Semiotik für theologische Praxis- und Denkmodelle. Berlin, New York. (= Arbeiten zur Praktischen Theologie 1). S. 161-173.
- EVANS, Jeanne (1995): Paul Ricoeur's Hermeneutics of the Imagination, New York et al. (= American University Studies, Series VII: Theology and Religion 143).
- FICHTE, J. G. (1966): Wissenschaftslehre 1804. Wahrheits- und Vernunftlehre. I.-XV. Vortrag. Hrsg. v. JANKE, Wolfgang. Frankfurt/M. (= Quellen der Philosophie 2).
- FICHTE, Johann Gottlieb (1975): Die Wissenschaftslehre. Zweiter Vortrag im Jahre 1804 vom 16. April bis 8. Juni. Hrsg. v. LAUTH, Reinhard / WIDMANN, Joachim. Hamburg. (= Philosophische Bibliothek 284).
- GENNA, Giuseppe (2007): Faß nicht an die Haut des Drachen. Übers. Luis RUBY. München. (= dtv 20962).
- GÖPFERICH, Susanne (1998): Interkulturelles *Technical Writing*. Fachliches adressatengerecht vermitteln. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Tübingen. (= Forum für Fachsprachen-Forschung 40).
- GÖPFERICH, Susanne (2004): Wie man aus Eiern Marmelade macht: Von der Translationswissenschaft zur Transferwissenschaft. In: GÖPFERICH, Susanne / ENGBERG, Jan (Hrsg.): Qualität fachsprachlicher Kommunikation. Tübingen. (= Forum für Fachsprachen-Forschung 66). S. 3-29.
- [GURSKY, Andreas / BEYER, Susanne / KNÖFEL, Ulrike] (2007): "Fotos dürfen lügen". Der weltbekannte Künstler Andreas Gursky über die Komposition seiner Bilder, die Verführungen der digitalen Technik und seine Aufnahmen in Nordkorea. Spiegel-Gespräch. In: Der Spiegel. Nr. 4. 22. Januar. S. 152-154.
- HAHN, Ulla (1995): Epikurs Garten. Gedichte. Stuttgart.
- HAY, Louis (2005): "Den Text gibt es nicht." Überlegungen zur *critique génétique*. Übers. Stephan KAMMER. In: KAMMER, Stephan / LÜDEKE, Roger (Hrsg.): Texte

- zur Theorie des Textes. Stuttgart. (= Reclams Universal-Bibliothek 17652). S. 74-90.
- HENKE, E. L. Th. (1876): Liturgik und Homiletik. Nachgelassene Vorlesungen. Hrsg. v. ZSCHIMMER, W. Halle.
- HOGREBE, Wolfram (1992): Metaphysik und Mantik. Die Deutungsnatur des Menschen (Système orphique de Iéna). Frankfurt/M. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1039).
- ICE, Thomas (2005): Literal vs. Allegorical Interpretation. The Thomas Ice Collection. [online:] <http://www.raptureready.com/featured/LiteralvsAllegoricalInterpretation.html> [abgerufen am 03.09.2005].
- ISER, Wolfgang (1972): Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München. (= UTB 163).
- ISER, Wolfgang (1974): Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa. 4. Aufl. Konstanz. (= Konstanzer Universitätsreden 28).
- JAUB, Hans Robert (1973): Literaturgeschichte als Provokation. 3. Aufl. Frankfurt/M. (= edition suhrkamp 418).
- JENKINGS, K. Neil / BARBER, Nick (2006): Same evidence, different meanings. Transformation of textual evidence in hospital new drugs committees. In: Text & Talk 26. S. 169-189.
- KARASEK, Hellmuth (2005): Die letzte Umarmung. Bilder lügen nicht. Es ist vor allem unsere Erwartungshaltung, die über die Interpretation entscheidet. In: Die Welt. 13. Juni 2005. S. 25.
- MANN, Thomas (o.J.): Der Tod in Venedig. In: Thomas MANN: Meisternovellen. Stuttgart, Zürich, Salzburg. S. 188-256.
- MANN, Thomas (1983): Arbeitsnotizen zum *Tod in Venedig*. In: REED, Terence James (Hrsg.): Thomas MANN: Der Tod in Venedig. Text, Materialien, Kommentar mit den bisher unveröffentlichten Arbeitsnotizen Thomas Manns. München, Wien. (= Literatur-Kommentare 19). S. 85-120.
- MARSHALL, William (1997): Last Exit Hongkong. Übers. Gunnar KWISINSKI. Hamburg. (= Rotbuch Krimi 1058).
- MCDERMID, Val (2003): Schlussblende. Roman. Übers. Klaus FRÖBA. München. (= Knaur Taschenbuch 62428).
- NOVARINA, Valère (2006): Brief an die Schauspieler. Eine Überforderung. Übers. Katja DOUVIER, Leopold VON VERSCHUER. Düsseldorf. (= Schauspielhaus Programmbuch Nr. 72).
- OESTERREICH, Peter L. (1999): Erfindung des Absoluten. Die Entdeckung des rhetorischen Geistes in der Metaphysik. In: DYCK, Joachim / JENS, Walter / UEDING, Gert (Hrsg.): Rhetorik. Bd. 18. Tübingen. S. 114-127.
- PEREC, Georges: Das Leben. Gebrauchsanweisung. Romane. Übers. Eugen HELMLÉ. Frankfurt/M. 2. Aufl. 1986.
- POHL-PATALONG, Uta (2001): Predigt als Bibliolog. Homiletische Anstöße einer neuen Predigtform. In: POHL-PATALONG, Uta / MUCHLINSKY, Frank (Hrsg.):

Predigen im Plural. Homiletische Perspektiven. Hamburg. (= Lernort Gemeinde-Buch). S. 258-268.

- SCHIDOR, Dieter / [FASSBINDER, Rainer Werner] (2005): In den tiefsten Tiefen der Gesellschaft. "Ich musste meine Leben gelebt haben, um diesen Film so machen zu können" – Fassbinders letztes Interview, wenige Stunden vor seinem Tod. In: Süddeutsche Zeitung. Nr. 131. 10. Juni. S. 15.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich (1983): Die praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt. Hrsg. v. FRERICHS, Jacob. Sämtliche Werke. 1. Abt. Bd. 13. Berlin 1850. Photomechanischer Nachdruck. Berlin, New York.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich Daniel Ernst (1986): Dialektik (1811). Hrsg. v. ARNDT, Andreas. Hamburg. (= Philosophische Bibliothek 386).
- SCHLEIERMACHER, F. D. E. (1999): Hermeneutik und Kritik. Hrsg. v. FRANK, Manfred. 7. Aufl. Frankfurt/M. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 211).
- SCHWARZ, Birgit (1986): Werke von Otto Dix. Karlsruhe. (= Bildhefte der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe 11).
- SCHWENS-HARRANT, Brigitte / SEIP, Jörg (2006): Theologie, Literatur und Literaturwissenschaft zwischen Mariage und Mesalliance. Ein dialogischer Aufsatz. In: Lebendiges Zeugnis 61. S. 201-212.
- SEIP, Jörg (2002): Einander die Wahrheit hinüberreichen. Kriteriologische Verhältnisbestimmung von Literatur und Verkündigung. Würzburg. (= Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 48).
- SERRA, Richard (1997): "Measurements" of Time: (Seeing is Believing) [sic!] Marius Dietrich, Ernst Fuchs, Heinz Klettke, Andreas Krueger, Gunther Maria Kolck, Jochen Möhle, 1996. In: SCHNEEDE, Uwe M. (Hrsg.): Hamburger Kunsthalle. Galerie der Gegenwart. München, New York. (= Prestel Museumsführer). S. 39.
- STEFFENSKY, Fulbert (2006): Die katholische und die evangelische Predigt. Eine biographische Skizze. In: GARHAMMER, Erich / ROTH, Ursula / SCHÖTTLER, Heinz-Günther (Hrsg.): Kontrapunkte. Katholische und protestantische Predigtkultur. München. (= Ökumenische Studien zur Predigt 5). S. 26-36.
- STERNBERG, Thomas (2005): "Wer mich sieht, sieht den Vater" (Johannes 14, 9). Anmerkungen zur Geschichte des Christusbildes aus theologischer Sicht. In: KRISCHEL, Roland / MORELLO, Giovanni / NAGEL, Tobias (Hrsg.): Ansichten Christi. Christusbilder von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. [Köln.] S. 30-33.
- THIELE, Michael (2006a): Die Erotik der Rhetorik. Gastprofessur in Polen. In: Magazin der Hochschule Karlsruhe. 27. Jg. Nr. 53. S. 23.
- THIELE, Michael (2006b): Hören & Lesen. Genetische Textrezeption. In: WAGNER, Roland W. / BRUNNER, Andrea / VOIGT-ZIMMERMANN, Susanne (Hrsg.): hören – lesen – sprechen. München, Basel. (= Sprache und Sprechen 43). S. 171-186.
- [THIELE 2007] [online:] <http://www.tm-thiele.de> [abgerufen am 31.08.2007].

WEIDACHER, Georg (2004): Der gefrorene Text. Zur Rolle der Textoberfläche als Grenze der Interpretation. In: ZfAL. Zeitschrift für Angewandte Linguistik 41. S. 49-66.

Bis jetzt in der Reihe THEOLINGUISTICA erschienen:

1. THIELE, Michael: Öffentliche Rede im kirchlichen Raum

Unter Rhetorik ist die Kunst der öffentlichen Rede zu verstehen, bei der Form und Inhalt sich gegenseitig bedingen. Darum kann es keine Rhetorik geben, die jeden Inhalt zu verpacken in der Lage wäre. Vielmehr ist jeder Inhalt ethisch zu verantworten. Reden unmoralischen Inhalts sind Manipulation und somit das Gegenteil von Rhetorik.

Rhetorik gab es erstmals, als in Griechenland die Tyrannenherrschaft beseitigt war und Demokratie herrschte. Rhetorik ist demokratisch, transparent und moralisch. Der Autor zeigt, wie die Wissenschaft von der Rhetorik beim Reden im öffentlichen Raum in allen Belangen hilfreich sein kann. So ist dieses Buch allen nützlich, die sich öffentlich äußern wollen.

2. KIRAGA, Sebastian: Persuasive Mittel in Texten der Zeugen Jehovas. Analysiert an polnischem und deutschem Material

In der Arbeit werden sprachliche Mittel mit persuasiver Funktion in Texten der Zeugen Jehovas untersucht. Neben den Ebenen der Morphologie, Syntax und Lexik werden auch bestimmte stilistische Besonderheiten behandelt. Die exemplarische Analyse eines kurzen Textes der Wachturm-Gesellschaft veranschaulicht das Zusammenspiel verschiedener persuasiver Mittel.

In Folge der Untersuchung lassen sich die persuasiven Mittel drei verschiedenen Kategorien zuordnen: a) Bekräftigung der Glaubwürdigkeit des Senders, b) Schaffung einer Gemeinschaft von Sender und Empfänger und c) eigentliche Persuasion, d.h. eine Einflussnahme auf Verhaltensweisen und Einstellungen des Empfängers. Wird während der Analyse von einem neutralen Persuasionsbegriff ausgegangen, so erfolgt im Anschluss eine Gegenüberstellung zweier Perspektiven – der Binnensicht von Zeugen Jehovas und einer kritischen Außensicht – von denen aus betrachtet es sich beim Wachturm-Studium um Belehrung bzw. Manipulation handelt. Da es sich bei der Arbeit ursprünglich um eine Magisterarbeit im Bereich der polonistischen Sprachwissenschaft handelt, erfolgt die Analyse anhand polnischen Sprachmaterials. Allerdings wurden mit Blick auf Leser ohne Polnisch-Kenntnisse jeweils die deutschen Fassungen ergänzt.

3. THIELE, Michael: Predigt als wahre Rede

Auf dem Prüfstand steht die religiöse Rede. Ist sie wahre Rede? Ausgehend von antiker und mittelalterlicher Etymologie, zeigt Michael Thiele auf, dass eine "Rhetorik der Aufrichtigkeit", die sich im Besitz der Wahrheit weiß, zwar gut gemeint ist, sich heute aber überlebt hat. Wahrheitsfindung in der Postmoderne ist nur möglich im Konsensdialog mit den Zuhörern, der auch dem Dissens sein Recht einräumt. Die spannungsvolle Dialektik von Konsens und Dissens und die nicht minder spannende Dialektik von der Absolutheit Gottes und der Relativität allen menschlichen Strebens findet ihre vorläufige Lösung in der fragmentarischen Predigt. Der Gestaltschließungszwang lässt die Gemeinde das Fragment vollenden und zur Erschließung des Glaubens kommen. Dahinter steckt die Idee von genetischer Rhetorik, die das Kunstwerk Predigt im Hörer zur Gestalt kommen heißt und auf diese Weise die Wahrheit der Predigtrede zur Erscheinung bringt.

4. GREULE, Albrecht / KUCHARSKA-DREIB, Elżbieta (Hrsg.): Theolinguistik: Bestandsaufnahme – Tendenzen – Impulse